



Juliane
Korelski

*Die
Bastardin*

Weltbild



Friedrich I. Barbarossa, Heinrich der Löwe und die junge Stauferin Agnes

Regensburg im Jahr 1147: Agnes, uneheliche Tochter eines Herzogs und Halbschwester von Barbarossa, wird von fremden Reitern aus dem Kloster Frauenchiemsee entführt. Sie soll gegen ihren Willen mit dem Grafen von Ortenburg verheiratet werden. Als er am Tag der Hochzeit ermordet wird, machen sogleich Gerüchte die Runde, dass der Welfenherzog Heinrich der Löwe an dessen Tod Schuld sei. Agnes und ihr Halbbruder Barbarossa glauben an die Unschuld Heinrichs, und das nicht nur, weil Agnes sich in Heinrich verliebt hat. Gemeinsam beginnen sie, den wahren Mörder zu suchen...

Ein fesselnder historischer Roman um Macht, Mord und Liebe, als die Welfen und Staufer um die Vorherrschaft rangen.

Juliane Korelski

Die Bastardin

Historischer Roman

Weltbild

Die Autorin

Juliane Korelski, 1979 in Halle / Westfalen geboren, absolvierte nach dem Abitur eine Ausbildung zur Buchhändlerin und arbeitete bis zum Herbst 2006 in diesem Beruf. Aus Begeisterung für Geschichte entschied sie sich für das Studium der Geschichte und Antike Kulturen an der Universität Düsseldorf. Sie lebt und arbeitet in Düsseldorf.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Piper Verlag GmbH, München
Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: © Thinkstockphoto
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-329-9

für Alexander

Kapitel 1

Am Abend erreichten sie das Seeufer. Die Dämmerung senkte sich langsam auf den Chiemsee, seine Inseln und die Berge, die sich am Horizont erhoben. Winzige Wellen leckten am Strand, das Wasser schwappte über die blanken Kieselsteine. Vom Ufer aus wirkte die Insel klein und schmal, und hinter den Bäumen duckten sich die Gebäude des Klosters, auf die Entfernung kaum zu erkennen. Hermann stützte sich auf den Sattel und blickte angestrengt hinüber. Sein braunes Pferd schnaubte und tänzelte an der Wasserkante. Der Kies knirschte unter den Hufen. Sättel knarrten, Zaumzeug klirrte. Die Männer warteten auf Hermanns Befehl.

Er überlegte. Wäre es nicht besser, im Dorf zu übernachten und erst am nächsten Morgen zur Insel überzusetzen? Würde die Äbtissin nicht über eine so späte Störung verärgert sein? Am liebsten hätte er zwei oder drei seiner Männer hinüberschickt, damit sie seinen Auftrag erledigten. Es drängte ihn, nach Regensburg zu kommen. Jene Botschaft, die man ihm vor wenigen Tagen von seinem Vater überbracht hatte, bedeutete nichts als Ärger, Scherereien und Zeitverlust.

Eine Frau sollte er aus dem Kloster holen – eine neue Gemahlin für seinen Vater. Ein junges Ding, das Graf Otto von Ortenburg den Kopf verdrehen und einen Sohn nach dem nächsten gebären würde – unnütze Bälger, die ihm und seinen Brüdern das Erbe streitig machten.

Wenn sie am Abend noch hinüberfahren, konnten sie morgen in aller Frühe weiterreisen. Er kannte die Weiber. Sie brauchten viel Zeit, um ihre wenigen Habseligkeiten zusammenzuraffen. Und je eher sie diesen See hinter sich lassen und gen Regensburg reiten konnten, umso lieber war es ihm.

Zwei Knaben standen am Ufer und warfen mit lässigem Schwung Kiesel hinaus auf den See, wo sie drei-, vier-, sechsmal auf der Oberfläche tanzten, ehe sie versanken.

»He!« Auf Hermanns Ruf hin blickten die Jungen auf. Sicher hatten sie die Reiter längst bemerkt. Aber es schien klüger, sich nichts anmerken zu lassen. Es waren unruhige Zeiten, und in den Bäuchen der Jungen ballte sich die Angst. Sie hatten nicht vergessen, wie es war, wenn fremde Reiter über ihr Dorf hinwegstürmten. Den Rittern waren die Bauern egal. Da schien es ratsam, nicht aufzufallen.

»Kommt mal her!« Hermann winkte hektisch. Dann ließ er den Arm sinken, zu albern wirkte sein Wedeln mit der Hand, die weibisch fett im Handschuh steckte. Die Handschuhe waren eine Sonderanfertigung, weil seine Finger kurz und dick waren. Er hatte die Angst des Handwerkers bemerkt, als dieser ihm eilig versprochen hatte, die richtigen Handschuhe für ihn herzustellen. Dieses Paar passte außerordentlich gut, und er war zufrieden.

` Mit seinen Händen war er hingegen weiterhin unzufrieden.

Die Jungen trotteten mit gesenkten Köpfen näher. Wirres Haar fiel dem Größeren der beiden in die Stirn und verdeckte fast die hellen, grauen Augen, die schließlich zu Hermann aufblickten.

»Wir brauchen Boote, wir wollen hinüber zur Insel.«

»Mein Vater besitzt ein kleines Boot«, sagte der Junge. »Er wird Euch gerne hinüberbringen, wenn Ihr das wünscht.«

»Gut«, sagte Hermann knapp. »Gibt es auch ein zweites Boot in diesem unseligen Dorf?«

Der Kleinere meldete sich zu Wort. Schmutzigblondes Haar verdeckte kaum die abstehenden Ohren, und er hielt den Blick gesenkt, während er sprach. Die nackten Zehen grub er in den Kieselstrand.

»Mein Onkel hat auch ein Boot«, sagte er und nickte zum Steg hinüber. Ein Dutzend Boote lag auf dem Strand.

»Worauf wartet ihr noch?«

Sie blickten sich an, dann stoben die Burschen davon. Hermann stieg aus dem Sattel und zog sein Pferd vom Wasser fort. Er warf die Zügel seinem Knappen Georg zu. Der Junge war schon zuvor eilfertig von seiner kleinen Fuchsstute gesprungen.

In der Nähe von Wasser fühlte Hermann sich nicht wohl. Es erschien ihm bedrohlicher als die Berge seiner Heimat. Wie war all das Wasser bloß hierhergekommen und hatte sich am Fuß der Alpen angesammelt?

Sein Gefolge bestand aus einem halben Dutzend Männern. Sie sprangen nun aus den Sätteln, führten ihre Pferde ans Seeufer um sie zu tränken, und warfen einander Blicke zu. Niemandem behagte der Abstecher, den sie hatten machen müssen. Jeden trieb es nach Regensburg. Regensburg, die größte Stadt im Reich, dorthin wollten sie, um sich dem Kreuzfahrerheer des Königs anzuschließen. Es ging nach Jerusalem, zu den heiligen Stätten! Jeder von ihnen trug die Hoffnung, im Heiligen Land zu kämpfen und zu sterben, denn sie hatten es genau vernommen: Wer bei dieser heiligen Mission mit seinem Leben bezahlte, dem wären alle Sünden erlassen.

Es schien den Männern ein gerechter Handel. Zudem wussten sie von den zahlreichen Schätzen, die von den Muselmanen angehäuft worden waren. Diese zu rauben und untereinander aufzuteilen ... Der Geringste unter ihnen konnte als reicher Mann heimkehren. Und wenn sie ihr Leben ließen im Kampf für die große, heilige Sache, so war ihnen das Himmelreich gewiss.

Aber jetzt wurden sie aufgehalten. Es war nicht nur der Umweg, der die Männer murren ließ. Mit einer Frau kamen sie langsamer voran und mussten ihre Reisegeschwindigkeit anpassen. Wie sollten sie da Regensburg noch rechtzeitig erreichen?

Und Hermann gab sich keine Mühe, seine Männer zu beschwichtigen. Er hatte ihnen nicht gesagt, wer die Frau war, die sie aus dem Kloster holen sollten. Er wusste nur, aus welcher Familie sie stammte und dass sie der Bastard eines Herzogs war. Hermann leckte sich die Lippen. Ob sie hässlich war? Ein hässliches Mädchen, das wäre ein Grund, warum man es in ein Kloster sperrte und erst wieder hervorholte, wenn es verheiratet werden sollte.

Ja, das schien ihm die einzig vernünftige Erklärung. Vielleicht hatte sie einen Buckel

oder einen Klumpfuß. Vielleicht schielte sie auch und blickte über Kreuz? Hermann war beruhigt. Sein Vater würde nicht viel Freude an einer solchen Kreatur haben. Weiber waren schwatzhaft. Er würde froh sein, auf den Kreuzzug zu gehen und sein junges Weib daheimlassen zu können.

Die Burschen kamen von den Häusern zurückgelaufen, brennende Fackeln in den Händen. Vier Männer folgten ihnen, jeder mit einem Ruder auf der Schulter. Sie machten sich an den Booten zu schaffen, schoben die beiden größten ins seichte Wasser. Hermann winkte zweien seiner Männer und Georg, ihm zu folgen, und trat zu den Bauern.

»Könnt ihr uns hinüber zur Insel bringen?«

»Natürlich, Herr«, sagte der Älteste.

»Wir brauchen Nachtlager für meine Männer, die hierbleiben, und Ställe für die Pferde.«

»Mein Sohn wird sich darum kümmern«, sagte der Mann und legte die Hand schwer auf die Schulter des dunkelhaarigen Jungen. »Wir werden die Pferde in den Ställen unterbringen, und Eure Männer können im Gasthaus ihr Nachtlager nehmen.«

Hermann nickte zufrieden. »Gut, dann kümmert euch darum. Wir werden morgen in der Früh wieder zurückkommen. Könnt ihr uns holen?«

Der Mann überlegte, blickte über den See zur Fraueninsel.

»Wir sind Fischer, keine Fährleute.«

Hermann legte die Hand an den Geldbeutel, der schwer an seinem Gürtel wog. »Es soll dein Schaden nicht sein.«

Stumm nickte der Fischer.

Sie verteilten sich auf die Boote. Hermann legte den Arm auf die Wandung des Bootes. Die Ruder tauchten ins Wasser, und das ergab ein weiches Geräusch, das nicht zu der Kraft passte, mit der das Boot vorangetrieben wurde. Schon nach wenigen Ruderschlägen wurde Hermann beklommen zumute. Er blickte zurück zum Ufer, das in den abendlichen Schatten versank.

Dann schaute er nach vorne. Nur langsam näherten sie sich der Fraueninsel. Und je weiter sie sich vom Ufer entfernten, je mehr sich die Dunkelheit über den See senkte, umso unruhiger wurde Hermann. Seine Hand klammerte sich an die Bootswand. Er heftete den Blick auf die Gebäude der Insel. Kleine Lichtfunken tanzten zwischen den Bäumen.

Die Fischer riefen einander etwas zu. Hermann blickte starr zur Insel. Wenn sie doch endlich dort ankämen! Ihm wäre wohler, wenn er erst wieder festen Boden unter den Füßen hätte. Er zitterte, das musste die Kälte sein. Er zog den Mantel enger um die Schultern.

Kurz bevor sie das Ufer der Insel erreichten, hoben die Fischer die Ruder aus dem Wasser. Der Schwung trug sie an einen kleinen, sichelförmigen Strand. Sie sprangen aus den Booten und schoben sie an Land. Der Kies knirschte.

Hermann erhob sich als Erster, kaum dass das Boot zum Stillstand kam.

»Holt uns morgen früh wieder ab«, befahl er barsch. »Dann werde ich euch auch euren

Lohn geben.«

»Wie Ihr wünscht, Herr.« Finster starrte der älteste Fischer ihn an und nickte knapp. Hermann ahnte, der Mann fürchtete um seinen gerechten Lohn. Er fischte eine Münze aus dem Beutel, warf sie durch die Dunkelheit an dem Mann vorbei ins Boot.

»Morgen gibt es noch mal so viel, für jeden von euch«, versprach er. Er winkte herrisch, und zögernd reichte ein Fischer seine Fackel an Georg weiter.

Dann wandte Hermann sich ab. Ein kleiner Hang ragte vor ihnen auf. Dahinter schlängelte sich ein Weg zu den Mauern der Abtei. Sie steuerten darauf zu. Dort warteten Licht, Wärme und hoffentlich ein reich gedeckter Tisch auf sie.

Äbtissin Walburga atmete tief durch. Sie tastete nach dem Schlüsselbund an ihrem Gürtel. Das leise Klappern gab ihr seit zwei Jahren das Gefühl von Sicherheit. Solange sie diesen silbrigen Klang hörte, war alles in Ordnung. Als Kind hatte sie ihre Mutter um die Schließgewalt beneidet. Nun besaß sie selbst Schlüssel, ebenso wie die Schwester portaria, die kurz vor dem Ende des Abendmahls in das Refektorium kam und Äbtissin Walburga ins Ohr flüsterte, da seien Männer vor dem Tor, die Einlass verlangten und ein Lager für die Nacht. Außerdem wünschten sie, die Äbtissin zu sprechen.

»Hast du die Fremden etwa schon eingelassen?«, fragte die Äbtissin verwundert.

»Ich habe sie ins Gästehaus gebracht und lasse ihnen Abendessen bringen.«

»Und wer sind die Männer?«, fragte Walburga sanft. Die Schwester Pfortnerin senkte verlegen den Blick – also hatte sie vergessen zu fragen.

»Also gut.« Walburga folgte der Mitschwester. Ihre Kopfhaut kribbelte, und sie widerstand dem Impuls, den Sitz des Schleiers mit den Händen zu überprüfen. Die Schwester Pfortnerin war noch jung, sie würde lernen, auf abendliche Besucher besonnener zu reagieren. Aber nicht jetzt.

Besucher kamen selten auf die Fraueninsel, schon gar nicht zu so später Stunde. Die Welt dort draußen schien an manchen Tagen zu vergessen, dass es sie überhaupt gab.

Die Äbtissin überlegte, dass die Männer einen guten Grund haben mussten, in der Abenddämmerung zur Insel überzusetzen, wenn sie genauso gut im Dorf am Seeufer Nachtlager nehmen konnten. Vielleicht waren sie auf der Flucht. Vielleicht aber, und das schien Walburga wahrscheinlicher, ging es um eine der Kanonissen – allesamt Frauen adeliger Abstammung.

Durch eine kleine Pforte gelangten sie vom inneren Bezirk in den Bereich des Klosters, der auch Gästen offen stand. Das Gästehaus war hell erleuchtet. Walburga mäßigte ihre Schritte. Eine atemlose Äbtissin würde keinen guten Eindruck machen. Walburga straffte die Schultern und betrat das Gebäude.

Zwei Laienschwestern hatten für das leibliche Wohl der Gäste gesorgt. Es gab Starkbier und Renkenfilet in Meerrettichsauce, dazu das dunkle Brot aus dem Backhaus des Klosters. Die Männer waren offensichtlich hungrig. Nur einer stand abseits am kalten Kamin und starrte finster in die Asche. Als Walburga eintrat, wandte er sich zu ihr um. Ein schmales Lächeln umspielte wulstige, fast weibische Lippen. Das schwarze Haar hing ihm fettig ins Gesicht. Mit den Handschuhen, die er in der Rechten hielt, schlug er in seine

Linke.

»Äbtissin Walburga.« Er trat auf sie zu und nickte. Walburga erkannte das Wappen auf dem Waffenrock, aber wer war dieser Mann?

»Ihr müsst ein Ortenburger sein«, sagte sie vorsichtig.

»Ich bin Hermann von Ortenburg. Ich bringe Nachricht von meinem Vater. Er schickt mich in einer wichtigen Angelegenheit.«

Walburga nickte. »Folgt mir bitte, wir werden einen ruhigen Ort aufsuchen, wo wir Euer Anliegen besprechen können.«

Sie führte ihn in das Refektorium. Inzwischen war die Abendmahlzeit beendet, und außer den Laienschwestern, die eilig den Tisch abräumten, war niemand da. Walburga bot Hermann einen Platz an der langen Tafel an und schickte Schwester Ortrud nach Würzwein.

Hermanns dicke, kurze Finger trommelten auf die Tischplatte. Walburga beobachtete ihn. Es macht ihn wütend, dachte sie plötzlich. Was auch immer ihn hierhergeführt hatte, machte ihn wütend.

»Hattet Ihr eine gute Reise von der Ortenburg hierher?«

Er nickte knapp.

Schwester Ortrud betrat leise den Saal, servierte ihnen heißen Würzwein in silbernen Bechern und huschte wieder hinaus. Walburga lächelte. Die feinen Becher waren genau richtig, sie zeigten Hermann, wie sehr er als Gast geschätzt wurde. Sie hoffte, der Wein könnte ihn ein wenig versöhnen.

»Ich will es kurz machen«, begann Hermann. »Vor wenigen Tagen erreichte mich Nachricht von meinem Vater, der mich nach Regensburg rief. Ihr wisst, das Kreuzfahrerheer sammelt sich dort zurzeit. Wir werden das Heilige Land von den Ungläubigen säubern.«

»Eine löbliche Aufgabe«, sagte Walburga.

»Mein Vater bat mich, auf dem Weg nach Regensburg hier haltzumachen.« Er beugte sich vor. »Friedrich der Einäugige ist gestorben.«

Walburga ließ sich nichts anmerken. Sie nickte leicht, blickte über Hermanns linke Schulter hinweg und lächelte. Sollte er das Reden übernehmen, sie würde es ihm nicht abnehmen.

»Habt Ihr davon gehört?«

»Gott sei seiner Seele gnädig. Er war ein großer Mann.«

»König Konrad trauert sehr um seinen Bruder. Aber er hat nun beschlossen, die Kebstochter seines älteren Bruders Friedrich mit meinem Vater zu verheiraten.«

Walburga schloss für einen kurzen Moment die Augen. Das war es, was sie befürchtet hatte. Erneut würde man eine von ihnen aus ihrer Mitte reißen. Es passierte nicht oft, gehörte aber zum Leben in einem Kanonissenstift, wie Walburga es leitete. Die edlen Damen, die hier an der Seite von Laienschwestern lebten und arbeiteten, waren nicht so fest mit dem Orden verbunden wie in anderen Klöstern. Immer wieder kam es vor, dass ein männlicher Verwandter sich der Nützlichkeit einer Schwester, Tante oder auch der

eigenen Tochter erinnerte und diese zurück in das weltliche Leben holte, um sie zu verheiraten und damit eine für ihn günstige Verbindung zu schaffen.

»Aber müsste nicht«, fragte sie herausfordernd, »nach dem Tod des einäugigen Friedrich sein Sohn die Munt über Agnes besitzen?«

»Konrad ist der König«, erwiderte Hermann knapp. »Das mag Euch passen oder nicht, aber als König kann er die Munt über alle Witwen und Waisen übernehmen, die es in diesem Reich gibt.«

Er tut es nur bei den wenigsten, dachte Walburga verbittert, aber ihr Lächeln blieb unverbindlich. Es war müßig, darüber zu spekulieren, welchen Nutzen sich der Ortenburger und der König von diesem Brauthandel versprachen. Es bedeutete Landbesitz für Otto von Ortenburg – nicht unbeträchtlichen übrigens – und vor allem würde er näher an die Staufer heranrücken.

»Erzählt Ihr mir, was zurzeit im Reich geschieht? Es dringen so wenige Neuigkeiten zu uns auf die Fraueninsel vor. Mancher glaubt, man dürfe unsere schlichten Gemüter nicht mit der großen Politik belasten.« Demütig senkte Äbtissin Walburga den Blick. Aus den Augenwinkeln beobachtete sie Hermann, der sich bequem zurücklehnte.

»König Konrad hat auf dem Hoftag zu Mainz im Februar seinen Sohn Berengar zum Mitkönig wählen und krönen lassen.«

»Der Kreuzzug trieb ihn wohl dazu?«, hakte Walburga nach.

Hermann zuckte mit den Schultern. »Vermutlich. Aber er konnte all die Reichsfürsten auf seine Seite bringen, selbst den Welfenherzog.«

»Das ist wirklich erstaunlich«, bemerkte Walburga leise. Es war ja kein Geheimnis, dass Welfen und Staufer sich seit Jahrzehnten um Herzogtümer und Königswürde stritten. »Wenn der Welfe Heinrich dem Stauferkind Berengar seine Stimme bei der Königswahl gab, bedeutete dies wohl, dass der König ihm etwas versprochen hat.«

»Das weiß ich nicht«, sagte Hermann unwirsch. Es widerstrebte ihm offenbar, mit einer Frau über Politik zu reden.

Doch Walburga dachte gar nicht daran, ihn in Ruhe zu lassen. Sie war froh, dass endlich jemand den Weg ins Kloster fand, der ihre Neugier befriedigen konnte.

»Erzählt mir mehr«, bat sie. »Friedrichs Sohn wird jetzt Herzog von Schwaben sein, nicht wahr?«

»Er ist es schon im letzten Sommer geworden«, gab Hermann Auskunft. »Zunächst hat er an der Seite seines Vaters regiert. Und viele sagen von ihm, dass er der perfekte Herrscher ist.«

»Ja, das denke ich mir«, sagte Walburga. »Es heißt, dass er das sonnige Gemüt der Staufer besitzt und dieses sich bei ihm auf wohlthuende Art mit der herrschsüchtigen Wut der Welfen mischt.«

»Verständlich, schließlich war seine Mutter eine Welfin«, erwiderte Hermann von Ortenburg. Seine Finger trommelten auf die Tischplatte.

»Erlaubt mir nur eine Frage«, sagte Walburga. Sie atmete tief durch. Ach, könnte sie nur ihre Neugier bezähmen, aber diese Frage wollte sie noch beantwortet haben.

»Warum will sich das Geschlecht der Ortenburger mit dem der Staufer durch diese Heirat auf so enge Weise verbinden? Bisher war Euer Vater einer der überzeugten Parteigänger des Welfenherzogs hier in Bayern, oder irre ich mich?«

Hermann von Ortenburg schüttelte den Kopf.

»Ihr irrt, Äbtissin, wenn Ihr glaubt, dass jede Verbindung in diesen Zeiten in Stein gemeißelt ist. Ein jeder muss sehen, wo er bleibt. Und mein Vater traf diese Entscheidung sicher mit Bedacht, weil sie ihm mehr Vorteile erbringen wird, als es die Parteinahme für den Welfen tun würde.«

»Dann glaubt Euer Vater also nicht, dass Heinrich je das Herzogtum Bayern wird zurückfordern können.« Walburga nickte. Das war durchaus einleuchtend.

»Immerhin hat der König sich bisher geweigert, ein zweites Herzogtum in die Hände dieses jungen Heißsporns zu legen. Es gibt kaum Gründe für König Konrad, seine Meinung zu ändern. Zumal Heinrich auch nicht an seiner Seite ins Heilige Land ziehen wird, um Jerusalem von den Ungläubigen zu befreien.«

»Warum nicht?«, fragte Walburga neugierig.

»Er will lieber gegen die Wenden im Osten vorgehen.« Hermann kreuzte die Arme vor der Brust.

»Ihr werdet Agnes von Waibling also nach Regensburg bringen?«

»Wir reiten morgen in aller Früh. In Regensburg wartet mein Vater auf seine Braut, und in wenigen Tagen schon werden wir aufbrechen.«

Interessant, dachte Walburga. Je länger sie Hermann und seine ruppigen Reaktionen beobachtete, umso mehr offenbarte sich ihr das Wesen des Grafensohns. Er wirkte ungeduldig, hochfahrend und fand offene Worte für die Zustände im Reich. Sicher sprach daraus auch ein wenig der Ärger, einen Abstecher nach Frauenchiemsee machen zu müssen. Er stürzte den Wein, an dem sie selbst nur genippt hatte, in einem Zug herunter und wischte sich mit dem Ärmel seines Hemdes über den Mund.

Hermann ließ den Blick durch den Raum huschen, den Tisch entlang, das Gesicht der Äbtissin meidend, an den Wänden entlang, die mit farbenprächtigen Teppichen geschmückt waren. Sicher hätte er gerne noch mehr Wein gehabt, aber er wagte nicht, darum zu bitten. Walburga faltete die Hände in den Ärmeln ihrer Kukulle.

»Ich werde morgen früh mit Schwester Agnes reden«, sagte Walburga. »Dann könnt Ihr im Laufe des Tages aufbrechen.«

Besser wäre es, so dachte Walburga, noch einen Tag mit der Abreise zu warten. Aber das würde Hermann kaum zulassen. Es zog ihn nach Regensburg.

Hermann starrte sie noch einen Moment mit zusammengekniffenen Lippen an, als könnte er sie so dazu bewegen, schon an diesem Abend zu handeln. Doch Walburga hielt seinem Blick mit einem weisen, unverbindlichen Lächeln stand. Sie erhob sich. Die Unterredung war beendet.

Hermann stand ebenfalls auf.

»Ich werde Euch zum Gästehaus begleiten«, sagte die Äbtissin. Sie ging voran und hörte die schweren Schritte des Ritters neben sich. Auch wenn sie äußerlich Ruhe

bewahrte, tobte in ihrem Innern ein Kampf. Es geschah nicht zum ersten Mal, dass eine der Ihren aus ihrer Mitte gerissen wurde, wenn es dem Machtstreben der Verwandten diente. Es passierte nicht das erste Mal, es würde nicht das letzte Mal sein. Aber Walburga würde sich nie daran gewöhnen, denn meist war es kein leichter Abschied. Und stets war es ein Abschied für immer.

Sie erreichten das Gästehaus, das im Außenbereich des Klosters lag – durch eine zweite Mauer vom inneren Bereich des Stifts abgeschirmt, in dem die Kanonissen lebten und arbeiteten.

»Eine Bitte habe ich noch.« Die Äbtissin verharrte an der Tür des Gästehauses. »In unserem Kloster sind wir es nicht gewohnt, dass Männer über Nacht bleiben. Es stellt für uns eine – nun – völlig neue Erfahrung dar. Es wäre gut, wenn Eure Männer ein Mindestmaß an Benehmen ...« Sie machte eine unbestimmte Geste mit der Hand.

»Es wird nichts geschehen«, sagte Hermann. Mit knappem Nicken verabschiedete er sich für die Nacht. Die Tür schloss sich hinter ihm. Äbtissin Walburga wandte sich zur Klosterpforte. Sie wollte in die Kapelle gehen und ein Gebet sprechen, bevor sie sich zur Ruhe begab.

Inzwischen war der Mond aufgegangen, die schmale Sichel legte sich auf ein grau schimmerndes Wolkenband.

Walburga seufzte. Für Agnes von Waibling würde morgen ein neues Leben beginnen. Aber ob es auch ein glückliches Leben sein würde? Sie hoffte es, aber die Begegnung mit Hermann von Ortenburg hatte sie schmerzhaft daran erinnert, dass vor den Toren des Klosters, außerhalb der Insel eine Welt voller Kämpfe wartete. Sie würde ein ernstes Wort mit Agnes reden, bevor sie das Mädchen in diese Welt entließ.

Kapitel 2

»Frau Agnes, lasst mich das doch machen.« Ortrud betrat das Zimmer, das Agnes vor wenigen Stunden im Gästehaus des Klosters Niedermünster bezogen hatte.

Agnes fuhr zu ihrer Freundin herum. »Lass das«, sagte sie gereizt. Als sie sah, wie Ortrud unter ihren scharfen Worten zusammenzuckte, fügte sie versöhnlich hinzu: »Ich möchte, dass wenigstens du mich so behandelst wie bisher.«

Aus lauter Verlegenheit knickte Ortrud. »Aber die Frau Äbtissin hat gesagt, ich soll dich wie eine Frau Gräfin anreden, die du ja auch bald sein wirst.«

»Ja, ich weiß.« Agnes seufzte und legte den Kamm beiseite, mit dem sie vergeblich versucht hatte, ihre langen, rotbraunen Haare zu entwirren. Nach dem mehrtägigen Ritt vom Chiemsee nach Regensburg war sie froh gewesen, ein Bad zu nehmen und sich den Staub der Straße vom Leib waschen zu können. Doch ihr Haar ließ sich nicht bändigen.

»Und die Frau Äbtissin Kunigunde von Kirchberg lässt ausrichten, dass ein Besucher für dich da ist. Der Schneider wartet auch«, fügte Ortrud hinzu.

»Ein Besucher? Hat sie gesagt, wer der Besucher ist?«

Ortrud schüttelte stumm den Kopf. Agnes wandte sich ab, den Kamm im verknoteten Haar. Nur im Hemd stand sie im Raum. Sie spürte ihr Herz wieder in ihrer Brust rasen, wie es das in den letzten Tagen so häufig tat. So viel passierte, und sie kam gar nicht mehr zur Ruhe. Sie sehnte sich nach der kontemplativen Stille von Frauenchiemsee, in der sie aufgewachsen war.

»Such mir das grüne Kleid heraus«, sagte sie, wandte sich ab, trat ans Fenster und blickte in den stillen Innenhof.

Sie war in Regensburg. Sie würde schon bald heiraten. Vor wenigen Tagen hatte sie das ruhige Leben im Kloster noch als bedrückend empfunden, aber wie viel bedrückender war es nun, da jeder ständig etwas von ihr wollte?

Es waren nicht nur die Äbtissin des Klosters und ihre Ordensschwwestern, die sie nicht länger wie ihresgleichen behandelten. Vor allem Äbtissin Kunigunde hatte Agnes bei ihrer ersten Begegnung vor wenigen Stunden verwirrt, weil sie der Jüngeren wie einer Adligen begegnet war. Agnes hatte in der stillen Welt von Frauenchiemsee fast vergessen, dass sie die Tochter eines Herzogs war.

Es war auch nicht Hermann von Ortenburg, der auf dem Weg nach Regensburg durchaus galante Worte gewählt hatte, um sie für sich zu gewinnen. Fast war es ihr zu viel gewesen, was er ihr erzählt hatte von seinem Leben und von der Ortenburg. Seinen Vater hatte er nie erwähnt. Und brachte sie die Sprache auf Otto von Ortenburg, erntete sie nur Schweigen.

Es war vor allem die Tatsache, dass diese Veränderung so plötzlich kam. Bis vor wenigen Tagen hatte sie nur eine Ahnung von der Welt außerhalb der Klostermauern gehabt. Und nun war sie einem Grafen versprochen, dem sie noch nie begegnet war. Sie spürte, wie sich die Angst in ihrem Bauch zusammenballte. Bei aller Fürsorge, die sie von Fremden erfuhr, fühlte sie sich allein gelassen. Nur Ortrud, die sie von Frauenchiemsee

hierherbegleitet hatte und in Zukunft ihre Zofe sein sollte, gab ihr ein Gefühl von Sicherheit und Heimat.

Man hatte entschieden, wie es mit ihr weitergehen sollte, und jeder Widerstand wurde belächelt. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich in dieses neue Schicksal zu fügen.

Und nun wartete ein Besucher auf sie. Wer mochte es sein? Sicher nicht der König, der bereits einen Boten geschickt und sie auf diese Weise willkommen geheißen hatte. Aber wer mochte Interesse daran haben, die Braut des Ortenburgers zu sehen?

Vielleicht war ja dieser unbekannte Besucher ihr zukünftiger Ehemann? Angst und Aufregung erfassten erneut Agnes. Sie legte die Handflächen zusammen wie zum Gebet, damit Ortrud nicht das Zittern ihrer Finger bemerkte.

Sie wählte ein weißes Unterkleid und zog darüber das grüne Kleid aus feiner Wolle. Sie strich über den weichen Stoff. Die Truhe, die am Fußende ihres Bettes stand, enthielt wenige Kleider – dies war auch der Grund, warum auf Geheiß ihres Onkels ein Schneider aus der Tändlergasse zu ihr geschickt worden war. Doch der Mann würde warten müssen. Jetzt wollte sie zunächst den Besucher empfangen.

»Aber dein Haar, das kannst du nicht offen tragen, es ist noch nass.« Ortrud hatte leise gesprochen, als Agnes schon an der Tür stand.

»Mein Haar lasse ich, wie es ist. Diese wenigen Tage zumindest noch.«

Sie warf die vom Bad noch nassen, schweren Haare auf den Rücken und marschierte hinaus. Ortrud folgte ihr.

»Ich halte das für keine gute Idee, die Frau Äbtissin hat gesagt, der Besucher sei ...«

»Ich weiß ja nicht, wer der Besucher ist«, unterbrach Agnes sie. »Und solange ich es nicht weiß, kann ich mich kaum angemessen verhalten. Wo wartet er?«

Es begann ihr Spaß zu machen. Ein bisschen wollte sie die Frau Äbtissin ärgern, die sicher bei dem Gast auf sie warten würde. Zu streng wirkte die Ältere, obwohl das Gesicht noch von jugendlich strahlender Klarheit war. Kaum mehr als zehn Jahre trennten die beiden Frauen – zehn Jahre und Welten. Während Äbtissin Kunigunde kaum Aussicht auf ein anderes Leben hatte, war Agnes' Schicksal soeben auf den Kopf gestellt worden.

Aber Agnes behagte die Schnelligkeit dieses Wandels nicht.

»Im Hof«, stammelte Ortrud als Antwort. Agnes ging voran, Ortrud folgte beinahe im Laufschrift.

Der Hof war in das goldene Licht der spätnachmittäglichen Sonne getaucht. Vor den Stallungen standen zwei Pferde der Ortenburger. Ein Knappe kümmerte sich um die Tiere, gab ihnen zu saufen und strich dem grauen Zelter, der nun Agnes gehören sollte, beruhigend über den Hals.

Ein Mann stand bei Äbtissin Kunigunde, die ihre Hände in den Ärmeln ihrer Kukulie verborgen hielt. Immer wieder zuckten die Finger unter dem rauen Stoff, als könnte sie sich nur mühsam zurückhalten, nicht in erregtes Gestikulieren zu verfallen. Der Mann nickte gnädig, doch als Agnes auftauchte, wandte er sich zu ihr um und lächelte.

Sie erkannte ihn sofort. Er hatte dieselbe blasse Haut wie sie. Sein Haar war nicht so kastanienbraun wie ihres, sondern heller, sicher hatte die Sonne es ausgebleicht. Seine

Augen waren von einem klaren Blau. Ihre, das wusste sie, waren verwaschen blaugrün. Friedrich von Staufen war einen Kopf größer als sie. Auch wenn er längst ein erwachsener Mann war, erkannte sie in ihm immer noch den Elfjährigen, der sie geneckt und zugleich vor den Streichen der anderen Jungen auf Hohenstauf beschützt hatte.

Agnes verlangsamte ihre Schritte und blieb wenige Meter von dem Fremden und der Äbtissin entfernt stehen. Sein Lächeln hatte etwas Entwaffnendes, leicht Spöttisches. Er trat auf sie zu und streckte ihr beide Hände entgegen.

»Schwester«, sagte er. »Es ist lange her.«

Er nahm ihre Hände, betrachtete sie, lächelte, ließ sie los. Äbtissin Kunigunde beobachtete mit Argusaugen dieses erste Wiedersehen der Halbgeschwister.

»Du warst ein kleines Mädchen, als ich dich zuletzt gesehen habe.«

»Und Ihr ein frecher Junge, der mir Heckenrosensamen in den Nacken streute!«

»Ich war elf und wusste nicht, welche Schönheit aus dir werden würde.«

»Ihr schmeichelt mir.«

Herzog Friedrich wandte sich an die Äbtissin.

»Äbtissin Kunigunde, ich will Euch nicht länger von Euren Aufgaben abhalten. Darf ich meine Schwester nach all den Jahren wohl für eine kurze Weile allein sprechen?«

»Natürlich.«

Sie neigte den Kopf, zeigte wieder das schmale Lächeln. Agnes sah es, und auch Friedrich bemerkte es, als die Äbtissin davonrauschte.

»Komm.« Friedrich reichte Agnes die Hand, und sie legte die ihre darauf. Mit der Linken raffte sie ihre Röcke, blickte zurück zu Ortrud, die abwartend an der Tür des Gästehauses stand. Alles in Ordnung, sagte Agnes mit diesem Blick, und Ortrud verstand. Sie lächelte erleichtert.

Alles würde gut werden. Ihr Halbbruder war da, ihr Halbbruder, den sie als Vierjährige bewundert hatte. Er würde verhindern, was sie fürchtete. Er würde sie vor der Ehe mit einem fremden, alten Mann bewahren.

»Onkel Konrad hat mir erst heute früh erzählt, dass du gekommen bist, um den Ortenburger zu heiraten.«

Agnes atmete tief durch. Was sie nun sagen wollte, hatte sie sich auf dem Ritt nach Regensburg sorgfältig zurechtgelegt. »Ich bin nach dem Tod unseres Vaters in deiner Munt, Friedrich – wie kannst du zulassen, dass er mich verheiratet?«

Er blieb stehen und wandte sich zu ihr um. Er wirkte sehr ernst.

»Du bist eine Stauferin, Agnes. Es geht hier nicht allein um dich, es geht um unsere Vormachtstellung im Reich. Glaubst du, mir gefällt, was er tut? Aber er ist der König. Er hat Angst vor dem Welfenherzog, der uns nicht auf den Kreuzzug begleiten wird. Aus diesem Grund werde ich auch heiraten, du bist also nicht die Einzige, die den Staufern dient.«

Er lächelte. Traurig wirkte er. Agnes legte die Hand auf seinen Unterarm, suchte nach den richtigen Worten.

»Dann ist es nicht dein Wunsch, zu heiraten?«

»Du wirst meine Braut sicher bald kennenlernen. Und nein, ich hätte sie nicht erwählt, wenn es nicht der ausdrückliche Wunsch des Königs wäre.«

»Aber du bist Herzog von Schwaben, und ich bin lediglich ein Bastard deines Vaters.«

»Ja, siehst du«, sagte Friedrich sanft. »Und es ändert nichts. Auch der Schwabenherzog muss heiraten, wenn der König es wünscht.«

Darauf erwiderte Agnes nichts mehr.

»Komm«, sagte Friedrich leise.

Funkelnde Sonnenstrahlen tanzten auf der Donau. Heinrich parierte seinen Rappen durch und brachte das temperamentvolle Tier mühsam zum Stehen. Sie passten gut zueinander, Ross und Reiter. Stolz bog der Hengst den Hals und kaute auf der Kandare. Heinrich hielt die Zügel locker in der Linken, während die rechte Hand auf seinem Oberschenkel ruhte. Er blickte über Stadtamhof. Dahinter lag die Donau, und ja, dahinter ... Regensburg. Sie hatten das Ziel ihrer Reise erreicht.

»Werden wir über Nacht in Stadtamhof bleiben?« Bischof Anselm von Havelberg trieb seinen knochigen, braunen Wallach neben Heinrichs Rappen.

Heinrich nickte. Er durfte nicht hier sein. Eigentlich war geplant, dass er sich in wenigen Wochen mit anderen Fürsten in Magdeburg traf, um einen eigenen Kreuzzug anzuführen – gen Osten, gegen die heidnischen Wenden.

Und doch hatte Regensburg ihn nicht losgelassen. Nicht nur Regensburg – Bayern war es, das ihn hierhertrieb. Seit dem letzten Reichstag waren erst wenige Wochen vergangen. Im März hatten sich die Fürsten des Reiches in Mainz zusammengefunden, einen König zu wählen. Ein Kind auf den Thron neben seinen Vater zu heben. Die Krone auf das Haupt eines Kindes zu setzen ... Heinrich verlor sich in den wütenden Gedanken.

Der Bischof räusperte sich. Er hatte sich auf dem Ritt nach Regensburg erstaunlich ruhig verhalten, und insgeheim argwöhnte Heinrich, er könnte etwas im Schilde führen. Es würde ihn nicht wundern – Anselm von Havelberg war ein bekannter Parteigänger der Staufer. Und mit dem Stauferkönig Konrad hatte Heinrich sich nie gut verstanden.

Hatte Konrad doch seinem Vater – dem stolzen Heinrich – den Königstitel vor der Nase weggeschnappt und ihn im Handstreich entmachtet. Sachsen und Bayern – beide Herzogtümer hatte Konrad Heinrichs Vater genommen und hatte auch Heinrich lange zappeln lassen, bis er ihm zumindest Sachsen zurückgegeben hatte. Vier Jahre war das nun her, doch Bayern war immer noch in den falschen Händen.

Es war auf dem Reichstag zu Mainz vor wenigen Wochen gewesen, als Heinrich zuletzt vor dem König gestanden hatte. Beide hatten ihre Wünsche und Ziele gehabt – Bayern auf der einen Seite, die Königswahl Berengars auf der anderen Seite. Ohne Heinrichs Fürsprache, das hatte Konrad gewusst, hatte er wenig Aussicht auf Erfolg. Und er hatte in diesem Gespräch dem Welfenherzog versprochen, was ihm rechtmäßig zustand – Bayern.

»Aber nach dem Kreuzzug, nicht noch in diesem Jahr. Nach meiner Rückkehr werden wir es angehen.«

So hatten die Worte des Königs gelautes. Und Heinrich hatte sich auf diesen Handel eingelassen. Früher oder später würde Bayern wieder ihm gehören.

»Ja, wir bleiben in Stadtamhof.« Heinrich atmete tief durch. Er plante, wichtige Männer zu treffen, die in Bayern das Sagen hatten und gegen den Babenberger Heinrich Jasomirgott opponierten. Der Babenberger hatte einst Heinrichs Mutter geheiratet, und der König hatte ihn, als Kompromiss, mit dem Herzogtum Bayern belehnt. Doch es gab viele Edle, die sich die Herrschaft der Welfen zurückwünschten – und ihnen wollte Heinrich Mut machen, wollte sie über seine geheime Abmachung mit Konrad informieren, damit sie ihm weiterhin die Treue hielten. Viele waren der Meinung, dass der Babenberger das Herzogtum Bayern unrechtmäßig erworben hatte, denn nach dem Tod von Heinrichs Mutter im Jahre 1143, kein Jahr nach der prunkvollen Hochzeit, hatte er sich geweigert, das Lehen wieder herauszurücken, obwohl es an die Ehe mit Gertrud gebunden war.

»Wollt Ihr dann auch nach Regensburg?« Anselm von Havelberg gab keine Ruhe. Die kleinen Äuglein blitzten Heinrich an, das bäuerliche Gesicht verzog sich zu einem maliziösen Lächeln.

»Morgen erst«, erwiderte Heinrich knapp. Er trieb den Rappen an und ließ den Bischof stehen. Seine Männer folgten ihm.

Er war es satt, von diesem Stauferbischof beobachtet zu werden. Jede Wette ging er ein, dass der Kirchenfürst noch am Abend nach Regensburg reiten würde, über die Steinerne Brücke, die Regensburg mit dem Norden des Reichs verband, um dort dem König Bericht zu erstatten.

Aber Heinrich hatte selbst noch einen Trumpf im Ärmel.

Darauf hoffte und darauf baute er. Bayern würde ihm gehören, ihm allein!

Im Hof des Klosters St. Mang drängten sich Pferde und Reiter. Heinrich warf die Zügel einem jungen Novizen zu. Ein Ordensbruder eilte herbei und griff danach, als der Rappe augenrollend den Kopf nach hinten warf. Der Novize wich bis zur äußeren Stallwand zurück und musterte das Tier ängstlich.

Heinrich lachte nur und ging zum Gästehaus des Klosters hinüber. Durch das Tor, das zum abgeschlossenen Bereich des Klosters führte, traten weitere Mönche, die in Heinrichs Richtung nickten und sich dann um die Neuankömmlinge kümmerten.

Plötzlich warf der Rappe erneut den Kopf, und der Mönch ließ die Zügel fahren. Ehe das Pferd die anderen Tiere mit seiner Unruhe anstecken konnte, trat eine hochgewachsene Gestalt durch den Torbogen zum inneren Bereich des Klosters. Golden flammte das rote Haar des Stauferherzogs in der Sonne auf. Mit wenigen Schritten war er heran, legte die Hand an die Mähne des Rappen. Das Pferd stand still, senkte den Kopf und schnoberte suchend an der Tunika Friedrichs.

»Ich habe nichts«, lachte Friedrich. Er führte den Rappen, der ihm lammfromm folgte, zu Heinrich hinüber.

»Nicht jeder kommt mit so viel Temperament zurecht.«

Das Lächeln, das Friedrichs Lippen umspielte, war spöttisch, ohne sein Gegenüber herauszufordern. »Du bist schon hier, Vetter? Ich habe erst heute Abend mit dir

gerechnet. Aber mit so einem prächtigen Pferd ist der Ritt auch zweimal so schnell bewältigt, nicht wahr?«

»Es sei denn, man hat einen staufischen Pfaffen am Rockzipfel hängen.« Heinrich blickte zum Havelberger hinüber, doch der ignorierte ihn und erkundigte sich lautstark nach der Gaststube des Klosters, er habe Durst.

Friedrich griff dem Rappen in die volle Mähne. Das Tier schüttelte temperamentvoll den Kopf, ließ es sich aber gefallen. Wie sein Vetter Heinrich hatte auch Friedrich eine Schwäche für schöne Pferde. Es war nicht das Einzige, was die beiden jungen Herzöge verband – sie waren viele Jahre gemeinsam aufgewachsen, und diese Zeit hatte zwischen den ungleichen Männern eine tiefe Freundschaft wachsen lassen, die nicht einmal vom welfisch-staufischen Konflikt erschüttert werden konnte.

»Mich trieb die Neugier her. Ich wollte wissen, ob du es wirklich wagst, in die Höhle des Löwen zu kommen. Aber schau an, du bist hier, und das macht die Sache interessant.«

»Welche Sache?« Heinrich horchte auf. Wusste Friedrich schon von seinen Plänen? Es würde ihn nicht wundern, aber es war ihm nicht recht ...

»Du wirst von der Reise hungrig und durstig sein. Die Mönche hier brauen ein feines Bier ...« Friedrich ging voran in das Gästehaus. Linker Hand befand sich ein großer Raum, einer Schankstube ähnlich, mit Bänken und langen Tafeln. Nur wenige Tische waren besetzt. Laienbrüder brachten aus der Klosterküche Brot und Bier für die hungrigen Neuankömmlinge.

Friedrich setzte sich an einen Tisch nahe dem Kamin, in dem trotz der sommerlichen Wärme ein munteres Feuer flackerte. Sofort kam ein Bruder im dunkelbraunen Habit der Laien und stellte Krüge mit frisch schäumendem Bier vor sie auf den Tisch.

Heinrich trank durstig, dann lehnte er sich zurück.

»Und welche Sache meinst du?«

»Nun, du weißt es noch nicht. Aber Graf Otto von Ortenburg wird schon in wenigen Tagen hier in Regensburg Hochzeit halten.«

Heinrichs Gesicht blieb unbewegt. Friedrich beugte sich vor.

»Das war dir nicht bekannt, stimmt's?«

»Graf Otto kann seine eigenen Entscheidungen treffen.«

»Dann ist es dir gleichgültig, dass er meine Halbschwester Agnes von Waibling heiraten wird?«

Heinrich biss die Zähne zusammen. Nein, damit hatte er wirklich nicht gerechnet. Ausgerechnet der Ortenburger wollte sich an die Staufer binden, einer seiner treuesten Verbündeten. Er nahm sogar die uneheliche Tochter des einäugigen Friedrich, um dieses Bündnis zu besiegeln. Heinrich fühlte sich von König Konrad betrogen. Das war also die Taktik des Königs: er versprach Heinrich das Blaue vom Himmel und isolierte ihn zugleich in Bayern.

»Nun, er kann tun, was er will«, sagte er steif. Er zerkrümelte ein Stück Brot. Nur mühsam konnte er das Zittern seiner Finger verbergen. Wut ergriff von ihm Besitz, die

altbekannte Welfenwut, die ihn schon so manches Mal übermannt hatte. Diese Wut, die ihn immer in Schwierigkeiten brachte. Am liebsten hätte er den Ortenburger sogleich zur Rede gestellt.

Friedrich lehnte sich zurück. Die Hand strich spielerisch über den Bierkrug. Er musterte Heinrich, sagte aber nichts.

»Und deine Hochzeit – wird sie auch noch vor der Abreise gefeiert?«

Friedrich blickte auf. Seine Miene verdüsterte sich, und er nickte. Es schien ihn nicht zu verwundern, dass Heinrich von dieser Sache schon erfahren hatte. Das Gerücht kreiste bereits seit letztem Winter, und nachdem sowohl Friedrichs Vater als auch der seiner zukünftigen Gemahlin innerhalb weniger Tage vom Herrn abberufen worden waren, hatte der König eine schnelle Heirat gefordert.

»Es wird sich nicht vermeiden lassen. Meine Braut ist vor wenigen Tagen eingetroffen, an der Seite ihres Bruders.«

»Die Hochzeit wird dir durch das Egerland schon versüßt werden.«

»Du weißt nicht, wovon du sprichst. Du hast dieses unentwegt plappernde, dämmliche Kind, das sie mir ins Bett legen wollen, ja noch nicht gesehen. Sie klammert sich an ihre Schwestern und die Mutter, als wollte ich sie schänden. Nichts deutet darauf hin, dass sie je herzogliche Würde ausstrahlen wird.«

»Manche wachsen in ihre Aufgaben hinein.«

Heinrich winkte einem Laienbruder und bedeutete ihm, noch mehr Bier zu bringen.

»Das Egerland wird mich kaum darüber hinwegtrösten, dass sie mir ein Mädchen mit schlichtem Gemüt andienen.« Friedrich seufzte. »Wäre sie wenigstens hübsch! Meine kleine Schwester aus dem Kloster, ich durfte sie gestern wiedersehen, die wäre was für dich. Eine echte Schönheit ist sie geworden, klein und mit Rundungen an den richtigen Stellen. Sie ist nicht so groß und hager wie meine Adela. Ich würde sie dir ja zur Frau geben, wenn du nicht die Verbindung mit uns Staufern scheuen würdest. Außerdem hat der König die Hand auf sie gelegt, nachdem mein Vater starb, obwohl Agnes in meine Munt übergang.«

»Und da wehrst du dich nicht?« Heinrich lachte rau.

»Soll ich mich gegen einen König auflehnen, der Witwen und Waisen in seine Obhut nimmt, solange es ihm dient? Es reicht, wenn ein Herzog sich mit ihm anlegt.« Friedrich zwinkerte Heinrich zu. »Du hast ihm ganz schön zugesetzt in Mainz. Geflucht hat er, und da kam ihm der Tod meines Vaters nur gelegen. Ich war abgelenkt, und er konnte meine Schwester dem Grafen zur Hand geben, der bisher unverbrüchlich an deiner Seite stand.«

»Dann läuft für euch ja alles bestens.« Heinrich stand auf und schwankte ein wenig – er schob es nicht aufs Bier, sondern auf seine Wut. Wann hatte der Ortenburger wohl geplant, ihm von dieser neuen Verbindung zu erzählen?

Er musste mit ihm sprechen, jetzt erst recht. Es war gut, dass Heinrich den Ritt nach Regensburg auf sich genommen hatte, obwohl auf ihn im Osten des Reiches andere Aufgaben warteten. Dies hier war wichtig. König Konrad hatte ihm auf der einen Seite Bayern versprochen und hatte auf der anderen Seite begonnen, ihm die Verbündeten

abspenstig zu machen. Zuerst die Vohburger, indem er Adela mit Friedrich vermählen wollte, und jetzt auch die Ortenburger. Das änderte einiges. Heinrich stürzte das Bier hinunter und knallte den leeren Humpen auf den Tisch.

»Heute Abend findet in der Königspfalz ein Fest statt, um mein kleines Schwesterchen am Hof zu begrüßen und sie mit ihrem Gemahl bekannt zu machen.« Friedrichs Augen blitzten vergnügt. »Ich denke, als Neffe des Königs kann ich durchaus den einen oder anderen Freund einladen.«

Heinrich erwiderte das Lächeln. »Gilt das auch für Freunde aus dem Lager der Welfen?«, fragte er herausfordernd.

»Es gilt für die Freunde des Königs«, sagte Friedrich. »Wenn du dich ihm versöhnlich zeigst, wird das deine Chancen auf das bayerische Herzogtum nicht gerade verschlechtern.«

Er trank aus und stand auf. Ein letzter, stummer Blick zwischen den beiden Freunden, ein knappes Nicken, dann ging er. Heinrich schaute nachdenklich hinter Friedrich her. Schließlich winkte er dem Laienbruder, der sich als Schankjunge betätigte, dass er ihm endlich ein neues Bier brachte.

Er musste den Ortenburger sprechen, und zwar schnell, am besten noch heute. Vielleicht ergab sich auf dem Fest am Abend ja eine Gelegenheit ...